

Oh, laßt sie ruh'n.

Von Lotte Lorenz.

Oh, laßt sie ruh'n im braunen Erdhügel,
Auf dem das Blut ungäh'ger Wunden
brennt,
Und öffnet nicht den heil'gen stummen
Miegel,
Der sie von ir'licher Sehnsucht ewig
trennt!
Sie ruh'n so friedlich auf dem Feld
der Toten,
Das ihren lehten, schwersten Kampf
geschaut,
Umfahrungen von geliebten Kameraden
Die eng der Tod einander anber-
traut.

Raubt nicht der Erde, was sie sorglich
hütet,
Als ewige Zeugin nie verlassenen
Ruhms;
Im Lärm des Kampfes, der um sie
gewöllet,
Die stille Stätte wahren Heldentums.
Sie zitterte im wilden Schlachten-
dröhnen;
Auf ihrem Grund ist Dampf und Blut
vertaucht;
Sie birgt der Wunden lehtes Fieber-
stöhnen
Und Worte, die der bleiche Mund ge-
hört.

Zerreiben wollt ihr undurchsicht'ge
Hüllen,
Weil euch die Sehnsucht über Maßen
quält,
Und föhrt um eines fernem Toten
Willen
Den Schlaf der vielen, die der Tod
vermählt!
Zerführt die Liebeswerke treuer Hände,
Das schlichte Kreuz, aus rohem Holz
gehau'n,
Den weissen Blätterkranz, die Blumen-
spende
Der Blutgetränkten, sommergrünen
Aun;

Kein Brantbegräbnis, keine Ehren-
geigen,
Die ihr daheim mit eurem Golde
wägt,
Kann deren schlichten Liebesdienste
gleichem,
Die sie ins selbst gegrab'ne Grab ge-
legt.
Den warmen Glanz der überird'ichen
Weisse
Wob hier in stummer Andacht ihr Ge-
bet,
Das wie ein Hauch von echter Bruder-
treue
Um die befranzten, stillen Leichen
weht.

Oh, denkt des Wortes, das in lehten
Lügen
Von deutschem Fürstentum ein
Spröbling schrieb:
„Laßt mich im Tod bei Kameraden
liegen,
Dort, wo ich kämpfte, wo ich blutend
blieb!“
Wohl auch die Antwort eurer fernem
Toten
Wär' jenem Wunsch des jungen Für-
sten gleich —
Dreum laßt sie ruhen, fern, auf frem-
dem Boden,
Ein Held bei Helden in geweihtem
Reich!

Das Ende.

Eine Kriegsskizze von Lisa Houroth's
Poewe.

Das war das Ende — war schlim-
mer noch: diese martierende Qual, dies
Denkenmüssen, immer das Gleiche im
Lakt der ratternden Räder, die ihn
durch das Land schlepten. Dies ge-
liebte Land, nun zerstört, vernichtet,
zerzissen von Krieg und dem harten
Willen der fremden Sieger. Nun sah
er hier, zerbrochen von Müdigkeit und
Scham, unter den unerträglich gleich-
mütigen Mägen dieses Soldaten.
Hätte der ihn beschimpft, mißhandelt,
alles wäre besser gewesen als diese
stumme, unbewegte Gleichmütigkeit,
die ihn auf sich selbst zurückwarf, ihn
preisgab der tiefsten Einsamkeit, dem
verzerrten Grinsen über das Ge-
sicht des Landes. Gesesselt in aller
Kraft, für Monate, Jahre vielleicht?
Er zwang sich zur Ruhe. Wie klein-
mütig von ihm, so zu rechnen. Wenige
Stunden, wenige Tage noch, und die
braunefarbene Welle war hereingebro-
chen über die Feinde, zermalnte
Schützengarnen und Menschen, Ge-
schütze, Tiere, Wege und Dörfer. —
Sein Gesicht wurde strafender, von Er-
innerung erhellt. Nie war ein Flug
gewesen gleich diesem, unter dem tri-
umpierenden Schreien ihrer Geschütze,
dem die Kanonen des verfluchten Fein-
des, ach wie schwächlich! antworteten.
Diesmal mußte sie gewinnen, die große
Offensive, die den Feind aus dem ge-
liebten Lande trieb; mit jedem zuden-
den Gedanken fühlten sie es, diesmal
mußte es gelingen — sonst — aber
dieses „sonst“ trat kaum über die
Schwelle ihres Bewußtseins — denn
jenenfalls dieses Wortes war Finsternis

nis, war ein Abgrund, in den man
verfiel, unendlich wie der Tod, un-
endlich wie die Schande. — Mit ent-
flammtem Herzen hatten sie Abschied
genommen von den Kameraden, die tö-
nenden Worte des Generalfiskus ran-
nen wie Raufsch durch ihr Blut.
Sie waren aufgestiegen im kalten
Grau des Herbstes, gerade als die
Sturmfluten ausgetüftelt wurden.
Ihre Augen sahen die grauen Mauern
der Refektorien, die Massen, unerschöp-
flich ausgepumpt aus dem Lager. In
geschlossener Geschwader waren sie
hingetauscht über die Reiben der
Feinde — ein heillosender Vogelzug,
brausend über brausenden Geschühen.
Dann flogen sie einzeln hoch über den
deutschen Linien. Schiffe fuhren em-
por zu den schimmernden Tragflächen,
Schrapnellschleier legten sich zwischen
sie und die Welt darunter. Sie aber
stiegen, schraubten sich empor — ihr
Flug galt heute nicht den braunen Net-
zen der Gräber und Menschen. Es
galt, im Rücken des Gegners die Ver-
bindungen zu zerstören; daß der
Feind, durch die Offensiv zurückge-
worfen, dem nachrückenden Verfol-
ger ausgeliefert wurde, hilflos zusam-
mengebebt, in zerprengten Trümmern,
brüdenlosen Wasserläufen, zerrissenen
Eisenbahnschienen.
Er sah vor sich hin, lächelte, ohne
es zu wissen, in das Gesicht des feind-
lichen Soldaten hinein. „O, wie war
die geliebte Maschine dahingeflogen,
eine lebende Erwartung fühlte er beim
leise zitternden Rhythmus ihres Leibes
verbunden. Unter ihm fern das
Land, jetzt fremd in fremder Hand.
Er sah sich fliegen — weiter — da
war das Ziel. Dunkel spannte eine
Brücke in Eisenbändern den nieder-
hängenden Himmel ein, ein Zug fuhr
rollend — Maschinengetöse schleu-
berden Schiffe nach ihm wie Messer
— er stieß hinunter, 500 Meter — 400
— nun 300 — blau und weiß auf-
flammend schlugen die Bomben auf die
Pfeiler — da riss es knatternd die
Eisenbänder — der Himmel fuhr be-
reit empor — Zug und Brücke ver-
gruben sich tragend ineinander.
Möglich fiel er in sich zusammen,
wie der Raufsch einer kalten Seele im
Herz und Hirn. Ja, und dann kam
das Ende. Dann hatte man ihn her-
untergeschossen, als er, fiebernd vor
Glück, heimwärts fliegen wollte. Eine
unerträglich Larue sah sie ihn, er
wandte den Kopf — sie fuhren durch
eine Station. Lichter draussen schoben
die Nacht hinweg, drängten sich
heran. Aus dem Wagenfenster sah
ihn ein Gesicht entgegen. War das
sein Gesicht, dies zerstörte, diese Tränen
der Qual, des Hoffens von den Augen
abwärts zum bitter geschlossenen
Munde? Fast neugierig sah er sich —
zum erstenmal in der Gefangenschaft!
Und als ob erst dieser Anblick ihn
wahrhaftig zum Leben zurückführte,
quoll eine freudige Angst empor. Ob
sie auch bestimmt gelächelt war, die
große Offensiv, von der allein Ret-
tung kommen konnte? Aber wie kam
es bann, daß er hier so ruhig saß,
nirgends draussen Bewirgung und
Verhörheit — der Zug rollte mit
martendem Gleichmut durch den fri-
hen Abend; — schmerzhaft tauchten
Namen aus dem Dunkel der Erinne-
rung — Antwerpen, Namur, Mont-
medy, Warschau, eine unendliche Reihe
Marterstationen dieses Krieges.
Der Zug hielt plötzlich mit knie-
schendem Ruck. Lichter, Schreien, eine
anbängende Menschenwelle quoll. Ein
deutscher Offizier trat eilig grüßend
heran, sprach: „So so, er sollte ausstei-
gen. Was für ein Durcheinander —
er noch den lauen, süßlichen Geruch
von Blut und Verbänden — war es
das — der Rückzug? Die zusammen-
geballte Masse dort undenklich im
flackernden Licht? Er stieg aus, ge-
blendet, in Scham — und doch jeden
Sinn gespannt — versuchte zu erken-
nen.
Da fühlte er plötzlich einen fonder-
baren kalten Schwindel, stolperte,
wollte nicht sehen und sah doch:
Reiben, unabsehbarer Reiben französi-
scher Soldaten, elend, unfähig voll
Lehm und Schlamm, Geschäfte, in
Grauen erstarret, Augen voll Blut; ge-
hegte Kreaturen. Und waffenlos, ge-
fangen gleich ihm!
Er stand, starrte. „Passes“, sagte
eine ungeduldige Stimme. Da rief er
ihn zu dem Fremden hin, dem Feinde.
„Ja, werde er freigesetzt, wenn ich es nicht
erfahre“, dachte er. Er sprach — wie
weit war seine Stimme von ihm —
„Mein Herr, verzeihen Sie — ein Ver-
zeihenseiler? — die Gefangenen hier —
die Offensiv?“ — „Zusammengebro-
chen ist sie, Ihre Offensiv, Herr; fürs
erste glänzend zusammengebrochen; und
wie es, will's Gott, immer. Uns be-
steht man nicht. Aber lassen Sie sich,
Herr Kamerad“, sagte der Deutsche
mit der, denn nun erst sah er das Ge-
sicht des feindlichen Offiziers.
Der legte mechanisch die Hand an
die Mütze, folgte dem Soldaten. Von
ferner kam das Rollen eines Zuges
— „was Leben, was Stolz“, dachte
er, „alles verloren, verloren“ sangen
die Räder. Eine kalte Mütze stieg auf
in ihm. Nun fertig sein mit dem
Einsinken dieses Lebens, nur zu Ende.
Dröhnend rante es schwarz und rot
aus der Nacht heran — da stieß er
den Soldaten zur Seite, der starrte
mit hellen Augen — mit ausgebreit-
ten Armen, wie ein Schwimmer, warf
er sich dem herüberstehenden Zuge ent-
gegen . . .

„Aus Erfahrung. — Frau
(zum Dichtersing): „Wie Sie wissen,
verleitet ein Nebakter schon ein Jahr
bei uns, und meinen Sie, der thät
sich für eine meiner fünf Töchter ent-
scheiden?“ — Dichtersing: „Ja, es
ist 'was nehmen!“
Zufrieden. — „Mein neuer

Die Ketterin.

Eine Skizze von Georg von der
Gabelens.

Der Kampf toogte hin und her mit
verhissener Wut.
Die Franzosen kletterten sich an
das Städtchen, selbst Weiber schossen
mit Jagdflinten aus Dachluten, dann
warfen sich mit einem Mal vom
Marktplat her nach Engländer ins
Getümmel. Die wenigen deutschen
Kompanien mühten zurück, und
Fährlich von Rehov, der die Trüm-
mer der einen führte, sah sich plötzlich
mit nur zwei seiner Leute in einer
qualmerfüllten Gasse von den Kameraden
abgeschnitten. Hinter ihnen die
brüllende Wut der Franzosen und
Engländer, rante sie vorwärts. Die
Gasse schien leer. Sie bog um eine
Ecke, die Gasse war versperrt.
Eine graue Mutter, ein Haus stieg
aus Raufschwaden vor ihnen auf.
Nur kein Hörgen! Mit Kolbenköpfen
sprengten die drei die verschlossene
Tür und stürzten hinein. Es war
Abend, die Zimmer des Hauses waren
in Dämmerung gefüllt. Wo sich ver-
bergen? Die Soldaten rante die
Treppe empor, Fährlich von Rehov
sprang am Ende des Flurs durch ein
Fenster hinaus.
Er sah sich allein in einem weiten
Hof, rechts und links umgaben ihn
hohe Gartenmauern, vor ihm ragte,
den Hof abschließend, eine alte Kirche.
Vielleicht war er in ihr sicher. Eine
morsche Pforte in der Kirchenmauer
gab einem Fußtritt nach, Rehov
drang durch sie ins Innere.

Jetzt erst atmete er auf und presste
die Hand in Augenblick gegen die
teuere Brust, dann ließ er sich er-
schöpfen in eine Bank fallen und sah
sich um. Das hohe Gewölbe durch-
wehte schauerliche Kühle, Blutgeruch
stieg von den Steinfliesen. Die Kir-
che hatte während des Gefechts irgend
einem französischen Art geniedert, ver-
wundete darin unterzubringen. Aber
der Art war wohl weitergezogen, weg-
gerufen worden, gefallen, entflohen,
jedemfalls hatte er die Verwundeten
allein zurückgelassen, nein, die Toten.
Jene Leute, die da unter den Säulen
vor den düsteren Mänteln, teils
auf den nackten Steinplatten lagen,
rührten sich nicht, waren tot.
Der Fährlich trat vorsichtig zum
ersten, zum zweiten, beugte sich herab,
er hörte nur seine Schritte, die von
den Gewölben widerhallen, von den
anderen keinen Ton, kein Wort, nicht
einen Atemzug mehr in der Weite des
Kirchenschiffs. Aus brennenden Hän-
fern draussen floderte Rauch durch
die rauchgedunkelten Fenster und zude-
wehst bald hier, bald dort über
das goldene Schnitzwerk eines Altars,
über ein Kreuzfigel, eine dunkle Chor-
bank.

Grauen packte den Fährlich. Er
wachte sich über die Stirn, an der das
Blondhaar klebte, und tappelte ratlos
von Säule zu Säule. Die hohen
Fenster zur Seite klirren ab und zu
beim dröhnenden Aufschuß eines Ge-
schützes. Viele der bunten Scheiben
waren herabgefallen, und ihre Split-
ter knirschten unter den Sohlen des
Fährlichen. Aus einer Kapelle irrte
wärmere Luft, eine Granate hatte dro-
ben ein litziges Loch durch die Mau-
er geschlagen und den Boden, den Al-
tar selbst mit Rall und Steintrüm-
mern besät. Der allmählich schwächer
gewordene Kampflärm drang durch
das Loch in die Kirche, aber er stürte
keinen der dort liegenden mehr.
Als einmal der Flammenschein hel-
ler in die Gewölbe herein bligte, sah
der Fährlich eine hohe Gestalt an einer
Seitenkapelle funteln, eine Ritterfig-
ur schiens in eifernem Harnisch. Aber
bald erkannte er, es war ein Stand-
bild der Johanna, jenes Helbenmäd-
chens, das einst Frankreich von den
Engländern befreite. Vor ihr lag ein
Franzose, er hatte ihre Füße mit den
Armen liegend umschlungen, und sein
Kopf ruhte gegen den Mantel der
Jungfrau etwas zurückgebogen, als ha-
be er betend zu ihr emporgeschaut.
Aber das Auge, das zu Schmerz und
Schuld der ritterlichen Jungfrau em-
porbligte, war erloschen. Der Mann
war tot, die Kopfbedeckung und das
Gewehr lagen neben ihm.
Mit einmal kam dem Fährlich
ein Plan. Er hob das Käppi auf,
raffte den Mantel eines der Toten
vom Boden, zog ihn über seine Um-
form und warf den eigenen Helm weg,
um im Dunkel der Nacht sich so durch
die Feinde zu schleichen.

Er lief gegen den Ausgang. Schon
streckte er die Hand nach dem Türgriff,
da hörte er durch Gesehelfrauer von
außen englische Soldaten gegen das
Portal lärmern. Er sprang zurück,
flüchtete hinter die Bronzefigur der
Jungfrau und kauerte sich dort nie-
der, dicht gegen den Sockel gedrückt,
über den ihr eherner Mantel herab-
wallte.

Das Portal flog auf, und ein
Trupp Engländer erschien. Sie wete-
rten, daß die Franzosen ihnen in
dem geschlossenen Rest alle Quartiere
genommen, daß sie aber keine Lust hät-
ten, bei dem Regen im Freien zu näch-
tigen, und in der Kirche bleiben wür-
den. Einer hielt eine Laterne mit
ausgestrecktem Arm hoch, er schien ihr
Führer, und als er die am Boden lie-
genden Franzosen gewahr, rief er
mürrisch:
„Was? Da liegt ja alles voll!
Schafft die Toten hinaus in den Hof.
Unsere französischen Freunde werden
der Regen nichts schaden. Im Krieg
muß jeder zuerst an sich denken. Sie
haben uns gerufen, mögen sie uns auch
Platz machen!“
Die Engländer packten die Toten
an, zogen sie an Armen und Beinen
ins Freie und warfen sie ohne viel Fe-
delens im Hof auf einen Haufen.
Einige nahmen ihnen die Mäntel ab
und rollten sie sich als Kopfkissen zu-
sammen, dann streckten sie sich aus.
Nüchlich gewahrte einer den armen
Teufel, der in seiner Sterbensnot die
Füße der ehernen Jungfrau umfaßt
hatte. Er nahm eine brennende Kerze
vom Altar und trat neugierig näher.
Der Fährlich gab sich verloren. Wenn
sie ihn in ihrer Mitte in französischer
Verkleidung entdeckten, schlugen sie ihn
tot, das war sicher. Er vernünftete
es, den französischen Mord übergezogen
zu haben. Sie mühten ihn für einen
Espion halten, mochte er sagen, was er
wollte. Würrig kam ihm das bitter
wehe Gefühl: nun ist's aus, du wirst
die Mutter, die Geschwister, du wirst
die Liebe alle Heimat nicht mehr wie-
dersehen. Und unwillkürlich presste er
sich an den kalten Erzmauer der
Jungfrau und sandte ein Stoßgabel
zu ihr: „Deute du mich vor den Eng-
ländern dort.“
Zugleich umframpfte seine Knaben-
faust den Griff des Seitengewehres.
Wenn ihn der Feind entdeckte, dann
würde er sich mit dem nackten Stahl
auf ihn stürzen. Lebendig bekämen sie
ihn, den Hans von Rehov, nicht.
Und der boumlange Art in Schot-
tischer Tracht blieb mit einem Mal,
sein Schritt nur vor dem Fährlich,
stehen und starrte auf das ebene
Standbild der Jungfrau und den
Franzosen zu ihren Füßen. Die
Flammen der brennenden Häuser
draussen loderten und pafften heller
empor, so daß unter den Gewölben die
Figuren des Christus, die Steinma-
donna am Pfeiler, die Jungfrau im
Harnisch bewegt, lebendig erschienen.
Wurde dem Schöten die kalte, strenge
Gestalt in der Mitternacht unheimlich,
spürte er einen Hauch jenes Wunder-
baums dem Hirtenmädchen Kraft verlieh,
seine Heimat zu betreten, sah er in
dem zudenenden Feuerchein, der über
ihre hochgeredeten Glieder lief, einen
Widerschein der Flammen, die einst
ihre Leib verzehrt, wurde sie ihm im
Dämmer der blutbestickten Kirche zu
einem dämonischen Wesen, das ihn
schreckte? Genug, er blieb stehen, und
plötzlich — Hang da nicht aus der Erz-
gestalt heraus etwas Unerwartetes, et-
was Furchtbares, das deutliche, laute
Klopfen eines Herzens? Es war das
Herz der Heiligen, es klopfte in Zorn
und Empörung, weil sie, die un-
erbittlichen Feinde der einst Gemorde-
ten, die Toten aus ihrem Schutze ge-
riffen und in den Schmutz des Hofes
hinausgeworfen hatten. Da schlug
der Schöten das Kreuz, wich
zurück, Schritt für Schritt, machte
plötzlich rasch kehrt und schlich sich
stumm zu seinen Kameraden zurück.

Als die Engländer eine Stunde
später im Schlaf lagen, streifte der
Fährlich leise den französischen Mord
ab und ließ ihn und das Käppi zu
Füßen der Jungfrau niederlegen.
Dann kitzte er seiner Ketterin den eh-
ernen Mantelsaum und huschte hinaus.
— Niemand bemerkte seine Flucht.

Großmütterchen.

Eine Erzählung von Paul Hermann
Hartwig.

Auf einer Bank vor dem Hause
ihrer Urenkelin sah Großmutter Nie-
stohl. So wurde sie im Dorfe schon
seit mehr als fünfzig Jahren genannt.
Keiner wußte genau, wie alt sie eigent-
lich war, denn die Kirchenbücher wa-
ren bei einer Ueberschwemmung zu
Grunde gegangen.
Aber das fünfundsiebzigjährige Lebens-
jahr hatte sie gewiß erreicht. Ihre
Zeit lag unter dem Regen des kleinen
Friedhofs an der Dorfstraße, sie war
die letzte. Der Tod, der so viele von
den Jungen hinweggemäht hatte, mußte
sie rein vergessen haben.
Hell standen ihr noch die etwas ver-
blahten, blauen Augen in dem von tau-
send Fältchen und Furchen durchzogenen
Gesicht. Ihr Gehör hatte nicht im
geringsten an Schärfe eingebüßt.
„Großmutter Niestohl hört doch drei
Dörfern“, sagten die Leute.
Eben hatte sie ihrer Urenkelin eine
Erzählung gereicht und deren Kin-
der durch die in Schüchtheit vor den
Friedhofen, die in der weißen, hel-
len Kammer umberjagten. Es hatte
ordentlich Mühe gekostet, die Wöch-
nerin noch diesen Tag im Bette zu hal-
ten; sie hatte durchaus schon wieder
an die Arbeit gewollt. Ja, die Els-
beth war von ihrer Art.

Großmutter Niestohl träumte auf
ihrer Bank im Sonnenschein mit offe-
nen Augen vor sich hin. Unter ihrem
redend gebundenen Brusttuch regte es
sich in mütterlichen Stolzgeföhlen —
die gelbweisse Henne, mit der sie so viel
Not gehabt hatte, zum Brautgeheim,
schmätzte ihre mit ihren Küthen freud-
lichen Tagesgruß entgegen.
Auf dem schmalen Beet am Haus-
rand wuchsen zwischen bunten Som-
merblumen auch Refeden, das waren
liebe Blumen; sie entfaun sich noch
ganz deutlich des Duftes — jetzt ver-
spürte sie ihn nicht mehr.
Durch die Dorfstraße lang von weiter
her das Dengeln der Senen. Die
Leute waren wohl beim Weizen; jetzt
war die Zeit, wo er schnittet wurde.
Und dann kam bald der Herbst.
Im Dorfeiche badeten ein paar
Kinder, die nicht mit den anderen in
den Wald auf die Beerensuche gegan-
gen waren.
Ueberrall Erntezeit.

Wie das im Wasser jauchzte. —
Denen würden einmal Dasein und
Ernte gehören, den Jungen!
Großmutter sah sich mit einem
Male ganz deutlich, wie sie im Wasser
lag — als kleines vierjähriges Ding
— und der alte Anecht Lukas holte sie
heraus. Oh, wie war sie erschrocken!
Der alte Anecht Lukas hatte noch un-
ter dem Preußenkönig Fritz gedient.
Daß sie das so genau wußte — es
war doch schon so lange her! Sie sah
die alte Kate vor sich, in der sie groß
geworden war. Wie viele Sommer wa-
ren auch über die in ihrer Jugend ge-
pflanzten Bäume unten am Flusse hin-
gegangen, Sommer und Winter! . . .

Großmutter erhob sich langsam, um
im Stalle nach dem Rechten zu sehen.
Stindürten, die Hausmaad, hatte Vie-
besgedanken, und darunter litt meist
das Vieh.
Es war jedoch alles in Ordnung;
die vier Kühe schnauten vor sattem
Wehagen, und die Schweine frassen noch
am halbgelüllten Trog. Es wurden
gute Schlochttiere, das sah man jetzt
schon.

Aus der Kammer rief die Stimme
der Urenkelin. Die Wöchnerin sah
auf und blidete mit blanken Augen um
sich.
„Großmutter, nu stah id up.“
„Ne, Döchtling, wußt du woff, wo
blin du man tau Bett, min oll lüüt
Diern, morgen oder äwermorgen, hett
der Doktor segat.“
„Großmutter, ji plagt mi hüt.“
„Zu bin oll wedder ämer Emm. Na,
gib mi mal de Lüüt.“
Die alte nahm das Kleine aus der
Wiege und gab es der jungen Mutter,
die es an die Brust legte. Die Kleine
trant mit Wehagen, und die junge
Mutter strahlte. Sie sank ein wenig
ermattet in das Kissen.

Großmutter nahm das rosige Bün-
del wieder zurück. Wie viele hätte
sie schon so auf dem Arm gehöhlt!
Diese war nun die Urenkelin! — das
Bort ging ihr ordentlich durch und
durch, wie sie es dachte — die Uren-
kelin!
Das Kind noch im Schooß, stellte
sie den Korb mit frischen Bohnen ne-
ben sich auf die Bank an der Haus-
wand in den Sonnenschein. . . . Sie
begannt mit der leichten Arbeit; aber
es war nicht zu denken, wie schwer sie
mit einis wurde. Ja, das kam
manchmal so, gerade in der letzten Zeit,
wo sie es doch eigentlich so besonders
zu hatte.

Das Leben früher, ja, das war
hart gewesen, ein Arbeitstag an dem
andern, und der Sonntag brachte auch
keine Ruh'. Dagegen hatte die wenigen
Feste, mal ein Jahrmarkt in der klei-
nen Stadt, mocht der Weg länger als
drei Stunden dauerte, oder eine Hoch-
zeit oder Kindslaufe im Dorfe.
Und dann die wehen Stunden —
der Abschied von allen Kindern und
Entken an einem Tag. Das Bal-
den! Was soll denn das bedeuten?
— Minna: „Den wird wohl die frii-
chen Uhrung. — Dem Generalisimus
der Entente Stühener wurde für

seinen ausgezeichneten Verschlep-
pungs-Kriegsplan von dem gemein-
schaftlichen Kriegsrath ein Ehren-
verschlepp - Säbel überreicht.

Die Urenkelin sprach: „Könnst du
den halben Preis eini; 'hör' nur auf ein
Dhr?“

An der Theaterkassette.
Bauer: „Könnst du net um den hal-
ben Preis eini; 'hör' nur auf ein
Dhr?“

Die Urenkelin sprach: „Könnst du
den halben Preis eini; 'hör' nur auf ein
Dhr?“

Die Urenkelin sprach: „Könnst du
den halben Preis eini; 'hör' nur auf ein
Dhr?“

Großmütterchen.

Eine Erzählung von Paul Hermann
Hartwig.

Auf einer Bank vor dem Hause
ihrer Urenkelin sah Großmutter Nie-
stohl. So wurde sie im Dorfe schon
seit mehr als fünfzig Jahren genannt.
Keiner wußte genau, wie alt sie eigent-
lich war, denn die Kirchenbücher wa-
ren bei einer Ueberschwemmung zu
Grunde gegangen.
Aber das fünfundsiebzigjährige Lebens-
jahr hatte sie gewiß erreicht. Ihre
Zeit lag unter dem Regen des kleinen
Friedhofs an der Dorfstraße, sie war
die letzte. Der Tod, der so viele von
den Jungen hinweggemäht hatte, mußte
sie rein vergessen haben.
Hell standen ihr noch die etwas ver-
blahten, blauen Augen in dem von tau-
send Fältchen und Furchen durchzogenen
Gesicht. Ihr Gehör hatte nicht im
geringsten an Schärfe eingebüßt.
„Großmutter Niestohl hört doch drei
Dörfern“, sagten die Leute.
Eben hatte sie ihrer Urenkelin eine
Erzählung gereicht und deren Kin-
der durch die in Schüchtheit vor den
Friedhofen, die in der weißen, hel-
len Kammer umberjagten. Es hatte
ordentlich Mühe gekostet, die Wöch-
nerin noch diesen Tag im Bette zu hal-
ten; sie hatte durchaus schon wieder
an die Arbeit gewollt. Ja, die Els-
beth war von ihrer Art.

Großmutter Niestohl träumte auf
ihrer Bank im Sonnenschein mit offe-
nen Augen vor sich hin. Unter ihrem
redend gebundenen Brusttuch regte es
sich in mütterlichen Stolzgeföhlen —
die gelbweisse Henne, mit der sie so viel
Not gehabt hatte, zum Brautgeheim,
schmätzte ihre mit ihren Küthen freud-
lichen Tagesgruß entgegen.
Auf dem schmalen Beet am Haus-
rand wuchsen zwischen bunten Som-
merblumen auch Refeden, das waren
liebe Blumen; sie entfaun sich noch
ganz deutlich des Duftes — jetzt ver-
spürte sie ihn nicht mehr.
Durch die Dorfstraße lang von weiter
her das Dengeln der Senen. Die
Leute waren wohl beim Weizen; jetzt
war die Zeit, wo er schnittet wurde.
Und dann kam bald der Herbst.
Im Dorfeiche badeten ein paar
Kinder, die nicht mit den anderen in
den Wald auf die Beerensuche gegan-
gen waren.
Ueberrall Erntezeit.

Wie das im Wasser jauchzte. —
Denen würden einmal Dasein und
Ernte gehören, den Jungen!
Großmutter sah sich mit einem
Male ganz deutlich, wie sie im Wasser
lag — als kleines vierjähriges Ding
— und der alte Anecht Lukas holte sie
heraus. Oh, wie war sie erschrocken!
Der alte Anecht Lukas hatte noch un-
ter dem Preußenkönig Fritz gedient.
Daß sie das so genau wußte — es
war doch schon so lange her! Sie sah
die alte Kate vor sich, in der sie groß
geworden war. Wie viele Sommer wa-
ren auch über die in ihrer Jugend ge-
pflanzten Bäume unten am Flusse hin-
gegangen, Sommer und Winter! . . .

Großmutter erhob sich langsam, um
im Stalle nach dem Rechten zu sehen.
Stindürten, die Hausmaad, hatte Vie-
besgedanken, und darunter litt meist
das Vieh.
Es war jedoch alles in Ordnung;
die vier Kühe schnauten vor sattem
Wehagen, und die Schweine frassen noch
am halbgelüllten Trog. Es wurden
gute Schlochttiere, das sah man jetzt
schon.

Aus der Kammer rief die Stimme
der Urenkelin. Die Wöchnerin sah
auf und blidete mit blanken Augen um
sich.
„Großmutter, nu stah id up.“
„Ne, Döchtling, wußt du woff, wo
blin du man tau Bett, min oll lüüt
Diern, morgen oder äwermorgen, hett
der Doktor segat.“
„Großmutter, ji plagt mi hüt.“
„Zu bin oll wedder ämer Emm. Na,
gib mi mal de Lüüt.“
Die alte nahm das Kleine aus der
Wiege und gab es der jungen Mutter,
die es an die Brust legte. Die Kleine
trant mit Wehagen, und die junge
Mutter strahlte. Sie sank ein wenig
ermattet in das Kissen.

Großmutter nahm das rosige Bün-
del wieder zurück. Wie viele hätte
sie schon so auf dem Arm gehöhlt!
Diese war nun die Urenkelin! — das
Bort ging ihr ordentlich durch und
durch, wie sie es dachte — die Uren-
kelin!
Das Kind noch im Schooß, stellte
sie den Korb mit frischen Bohnen ne-
ben sich auf die Bank an der Haus-
wand in den Sonnenschein. . . . Sie
begannt mit der leichten Arbeit; aber
es war nicht zu denken, wie schwer sie
mit einis wurde. Ja, das kam
manchmal so, gerade in der letzten Zeit,
wo sie es doch eigentlich so besonders
zu hatte.

Das Leben früher, ja, das war
hart gewesen, ein Arbeitstag an dem
andern, und der Sonntag brachte auch
keine Ruh'. Dagegen hatte die wenigen
Feste, mal ein Jahrmarkt in der klei-
nen Stadt, mocht der Weg länger als
drei Stunden dauerte, oder eine Hoch-
zeit oder Kindslaufe im Dorfe.
Und dann die wehen Stunden —
der Abschied von allen Kindern und
Entken an einem Tag. Das Bal-
den! Was soll denn das bedeuten?
— Minna: „Den wird wohl die frii-
chen Uhrung. — Dem Generalisimus
der Entente Stühener wurde für

seinen ausgezeichneten Verschlep-
pungs-Kriegsplan von dem gemein-
schaftlichen Kriegsrath ein Ehren-
verschlepp - Säbel überreicht.

Die Urenkelin sprach: „Könnst du
den halben Preis eini; 'hör' nur auf ein
Dhr?“

An der Theaterkassette.
Bauer: „Könnst du net um den hal-
ben Preis eini; 'hör' nur auf ein
Dhr?“

Die Urenkelin sprach: „Könnst du
den halben Preis eini; 'hör' nur auf ein
Dhr?“

Schnitzel.

Die Sorge streicht die hellste Sonne
schwarz an.

Nur das in der Welt gebeißt, dem
Gott seine Fülle leiht.
Jeder, von dem wir abhängen,
erscheint uns unabhängig.
Wir Menschen können göttlich
sein, wenn wir nur wollen menschlich
sein.
Manche Leute sind wie die Uhren,
die man aufgezogen hat, ohne sie zu
stellen.
Einen Schmiedler durchschauen,
heißt noch lange nicht, ihn entbehren
können.
Sagen wohlwollenden Tadel sind
Künstler oft empfindlicher als gegen
geföhigen.
In einem nur 0,7 Meter dicken
Eisenstamm in England zählte man
280 Jahresringe.
Die größten Schmiedler haben oft
gar keinen Bild für das wahrhaft
Gute im Menschen.
Für jede Setzflasche sind zwei
Korlen erforderlich, ein Gärungs-
ort und ein Verschlußort.
Die ärgste Sklaverei wäre wohl
dies: wenn jeder die Freiheit hätte,
zu tun, was ihm beliebt.
Edle Menschen sehen ihren geistli-
gen, wie ihren materiellen Reichtum
als ein anvertrautes Gut an.
Das Kind ihm der größte Lebens-
philosoph, denn es lebt für den Augen-
blick und läßt andere für sich sorgen.
Der echte Wohlthäter denkt an die
Wohlfahrt, die er begeben wird, der
falsche immer an die, die er bereits
begangen hat.
Zwischen Fiume und Ogulin
müssen die Schutzwände gegen Schne-
verwehungen des Bahndammes acht
Meter hoch sein.
Als Kaiser Dho durch Selbstmord
geendet hatte, wurde es unter seinen
Soldaten förmlicher Sport, dies Bei-
spiel nachzuahmen.
Früher durften bei den Gardes-
du-Korps und beim 1. Garderegiment
g. Fr. keine Katholiken dienen (auch
nicht katholische Adelige).
Wii I I werden die Vorige eines Men-
schen kennen, dann forche seine Fein-
de aus, wegen seiner Fehler frage nur, ge-
rage heraus, seine Freunde!
Der berühmte Kirchenlehrer Jo-
hannes Chrysolomus mußte immer
allein essen, weil er die Speisen ge-
wöhnlich nicht bei sich behalten konnte.
1838 wurde in Neapel ein Gesetz
erlassen, das Eltern mit Zustimmung
zweiter Hausfreunde jede unverheir-
tete Tochter ins Kloster schicken durf-
ten.
Noch in der zweiten Hälfte des vor-
rigen Jahrhunderts kostete der Ma-
lachi, einem Teil des heutigen Rumä-
nien, ihre Militärmacht nur fünfzehn
Kreuzer auf den einzelnen Soldaten.
Stolz sind mander! Um keinen
Preis wollen sie irgendwem verpflich-
tet sein. Darum befehlen sie sich auch,
wenn man ihnen einen großen Dienst
erweist, ihn durch einen kleinen zu ver-
gelten.
Gii I I werden die Zeiten sein,
wo die Staaten nicht mehr in der Lage
sein werden, den größten Teil aller
ihrer Einnahmen bloß auf die Sicher-
heit ihrer Existenz zu verwenden, son-
dern auch die Wölfer und Partelen
sich überzeugt haben werden, daß selbst
ein glücklicher Frelzug mehr kostet, als
er einbringt; denn materielle Güter
mit Menschenleben zu erkaufen, kann
kein Gewinn sein.
Nach dem Statut von Kilkenny, das
Edward III. im Jahre 1366 erließ,
war es den Engländern bei hoher
Strafe verboten, eine Ehe oder irgend-
ein anderes Bündnis mit den Irän-
dern einzugehen und sich in irgendeiner
Weise nach irändischen Gesetzen zu
richten. Ein beratliches Verbrechen
wurde dem Hochverrat gleich geachtet.
Alle in Irland geborenen Engländer
wurden für unfähig erklärt, Güter-
besitzer zu werden, das heißt also Grund
und Boden zu erwerben. Konfiska-
tion und Gefängnis sollte jeden Eng-
länder erwarten, der das irändische
Nationalkostüm annehme, sich den
Schmuck der Iränler anlehn, wie es
damals bei Iränlern Brauch war, oder
festlich spreche. Daß alle diese Ver-
ordnungen aber keineswegs nur pa-
pierre Drohungen waren, mußte Graf
Desmond erfahren, einer der mächtig-
sten englischen Barone, der glaubte,
dem Gesetze trotzen zu können, große
Güter in Irland erwarb und eine Ir-
länderin heiratete, dafür aber zum
Tode verurteilt und wirklich hingerich-
tet wurde.
An der Theaterkassette.
Bauer: „Könnst du net um den hal-
ben Preis eini; 'hör' nur auf ein
Dhr?“

Schnitzel.

Die Sorge streicht die hellste Sonne
schwarz an.

Nur das in der Welt gebeißt, dem
Gott seine Fülle leiht.
Jeder, von dem wir abhängen,
erscheint uns unabhängig.
Wir Menschen können göttlich
sein, wenn wir nur wollen menschlich
sein.
Manche Leute sind wie die Uhren,
die man aufgezogen hat, ohne sie zu
stellen.
Einen Schmiedler durchschauen,
heißt noch lange nicht, ihn entbehren
können.
Sagen wohlwollenden Tadel sind
Künstler oft empfindlicher als gegen
geföhigen.
In einem nur 0,7 Meter dicken
Eisenstamm in England z